

Deutsch und Welsch im vergangenen Jahre

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Jährliche Rundschau des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **11 (1915)**

PDF erstellt am: **20.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-595091>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Blätter, als sie diese Mitteilung der Suisse libérale abdruckten, die Überschrift abänderten: Un geste des pangermanistes suisses.

Weiter haben wir über Beziehungen zur Öffentlichkeit nicht zu berichten, wollen aber noch beifügen, daß wir an einige Zeitungen der deutschen Schweiz, die sich den Gebrauch des neuen Namens Petrograd angeeignet hatten, die Bitte richteten, sie möchten eine zweihundertjährige Überlieferung der deutschen Literatur nicht einer deutschfeindlichen Laune der russischen Regierung opfern. Die neue Bezeichnung ist denn auch, so viel wir sehen, bald wieder ganz verschwunden.

* * *

Deutsch und Welsch im vergangenen Jahre.

In frühern Zeiten hatten wir beim Niederschreiben unserer Betrachtungen über das Verhältnis von Deutsch und Welsch das Gefühl, etwas zu tun, was die öffentliche Meinung unseres Landes für unrecht hielt. Die Presse befolgte den Grundsatz, einen vorhandenen Gegensatz zwischen den Landessprachen der Schweiz nicht anzuerkennen und diejenigen als Friedensstörer anzusehen, die sich erlaubten, auf die Reime von Unfrieden hinzuweisen, die überall in der Süd- und Westschweiz ausgestreut wurden und aufzuwachsen begannen. Der Krieg hat das gründlich geändert. Seit dem 1. August 1914 wimmelt es in allen Zeitungen von Betrachtungen über das Verhältnis von Deutsch und Welsch, und Leute, die sonst nie etwas dergleichen gelten ließen, sprechen sich jetzt entrüstet über den Geist der Selbstüberhebung und über die Gehässigkeit aus, die sich in der welschen Presse breitmachen. Ja, man hat offen die Befürchtung geäußert, die Einheit der Schweiz könnte in die Brüche gehen. Von allen Seiten liefen Ärzte, Krankenwärter und Apotheker herbei, um der schwer verwundeten Helvetia das Leben zu retten; jeder pries sein Arzneimittel und seine unfehlbare Heilkunst an. Nun, diese besorgten Helfer sind genau dieselben Leute, die von uns seit Jahren auf die nahende Krankheit aufmerksam gemacht worden sind und unsere Warnungen bald mit schönen Redensarten, bald mit Grobheiten ablehnten. Im Jahre 1909 wiesen wir im Jahresbericht auf die sich mehrenden Zeichen unschweizerischer Gesinnung bei Genfern und Tessinern hin, 1910 berichteten wir, daß „sich das bisher im Ganzen friedliche Verhältnis zu verschlechtern schein“, belegten die

Behauptung mit dem Hinweis auf Ungezogenheiten aus der welschen Presse und bemerkten dazu: „Hoffen wir noch, daß erleuchtete und entschlossene Vaterlandsfreunde, wie es deren auch unter den französischen Schweizern viele gibt, dieses unheimliche Feuer ersticken werden, ehe es zu spät ist. Noch ist die große Masse des Volkes davon nicht angesteckt. Es ist aber Zeit, daß man dem gefährlichen Spiel ein Ende mache.“ Im Jahre 1913 sahen wir „nicht ohne Besorgnis der Zukunft entgegen“ und sagten: „Wenn die Bevölkerung der welschen Schweiz längere Zeit in dieser Weise bearbeitet werden sollte, so müßte in ihr eine Stimmung entstehen, die das Zusammenleben von Deutsch und Welsch auf die Länge unmöglich machte. Es tut uns leid, daß kaum irgendwo in der deutschschweizerischen Presse, namentlich aber in keinem unserer größeren Blätter, das Unschweizerische und Gefährliche dieses Gebarens gerügt worden ist. . . . Kaum jemand hat vor dem Streit gewarnt, wie man es jedesmal tut, wenn man glaubt, der Friede sei von deutscher Seite gefährdet.“ Weiterhin über denselben Gegenstand: „Wie stellt sich nun die deutsche Presse zu dem Sprachenstreit? Im allgemeinen so, daß sie das Vorhandensein eines Sprachenstreites und eines Hasses zwischen Deutsch und Welsch in Abrede stellt. . . . Sie denkt den Haß der andern zu ersticken, indem sie tut, als merke sie nichts davon. Sie will verhüten, daß die Sache ernst werde. Ob der Zweck auf dem eingeschlagenen Wege erreicht wird, muß die Zukunft lehren.“

So redeten wir im Jahre 1913. Inzwischen hat man gesehen, wie berechtigt unsere Befürchtungen waren. Die ganze deutsche Schweiz ist, wie es scheint, völlig überrascht worden von der Schärfe, zu der der Gegensatz zwischen Deutsch und Welsch gediehen war. Wir sind nicht überrascht worden. Dieser innere Krieg ist genau wie der äußere, der zwischen Frankreich und Deutschland, nicht ein Zusammenstoß entgegengesetzter wirtschaftlicher Strebungen oder großer Begehrlichkeiten, sondern eine Folge des Hasses und des Mißtrauens, die von einer gewissenlosen Hezpresse seit Jahren gesät worden sind. Wie der Krieg zwischen Deutschland und Frankreich t a t s ä c h l i c h ganz unbegründet, in Wirklichkeit aber aus i n n e r n Gründen doch unvermeidlich war, so auch der deutsch-welsche Krieg in der Schweiz. Das Volk der welschen Schweiz, dieses sonst so gesittete, gutmütige und edel denkende Volk, das wir alle liebten, war durch seine Presse, fast die ganze Presse des Landes vom kleinsten Dorfblättchen bis zu den Weltblättern, mit Einschluß

der vornehmsten Zeitschriften und der literarischen Jahrbücher, so verhezt worden, daß der Ausbruch des Weltkrieges bei uns den innern Krieg entfesseln mußte. Jetzt half kein Bertuschen und Ableugnen mehr. Und nun kamen die Ermahnungen: von den Kanzeln und Lehrstühlen, auf den Parteitag und Studentenversammlungen, in geselligen Vereinen und gelehrten Gesellschaften, auf hohen und niedern Schulen, in Büchern und Zeitungen wurde zum Frieden ermahnt, meistens mit völligem Mangel an Sachkenntnis, zuweilen mit kindlicher Unwissenheit, befinden sich doch alle diese Leute einer Frage gegenüber, mit der sie sich niemals haben abgeben wollen und von der sie nun nicht das ABC kennen. Möglichst lange versuchte man es auf die gewohnte Weise: so oft eine Ungezogenheit oder Herausforderung von nicht deutscher Seite vorlag, ermahnte man die deutsche Schweiz, doch ja vorsichtig und maßvoll zu sein; als Gegenmittel gegen die Haßausbrüche der Welschen empfahl man uns dringend, doch ja nicht etwa die geringste Liebe für das deutsche Volk zu zeigen, und immer wieder versicherte man uns, der Fehler liege auf beiden Seiten, der Staub, der sich auf der einen Wagschale zeigte, wiege genau so schwer, wie die Zentnerhaufen Unrates auf der andern. Zum Teil ist das Verfahren erfolgreich gewesen. In weiten Kreisen gilt heute glühende Begeisterung für Frankreich und giftiger Haß gegen alles Deutsche für echt schweizerisch, noch so ruhige Teilnahme für die Sache des deutschen Volkes für unschweizerisch, weil den Welschen anstößig und die Einigkeit gefährdend. Aber trotz dieser Nachgiebigkeit der deutschen Schweizer, die in bewundernswerter politischer Klugheit und großartiger Selbstzucht ihren berechtigten Wünschen und natürlichsten Trieben Zügel anlegten, will der Riß nicht recht heilen.

Es ist nun ganz unmöglich, aus der Fülle der Ereignisse und aus dem Berge des Gedruckten über das Verhältnis der verschiedenen Volksteile der Schweiz auch nur das Wichtigste hier zu besprechen. Wir tun deshalb am besten, uns, da wir ja ein Sprachverein sind, auf das zu beschränken, was im engsten Sinne das Verhältnis der Landessprachen betrifft.

Im Jänner des Jahres 1914 erschien in der Zeitschrift „Wissen und Leben“ (Seiten 459 bis 464) aus der Feder des Herrn William Martin ein merkwürdiger Aufsatz mit der Überschrift: La langue des Suisses (Die Sprache der Schweizer). Darin tritt der welsche Verfasser für unsere schweizerdeutsche Mundart ein. Er behauptet,

es sei falsch zu meinen, die Schweiz habe keine Nationalsprache, unser Schweizerdeutsch, das man aber lieber einfach das Schweizerische nennen sollte, sei eine eigene Sprache. Der Verfasser verlangt, man solle den Schulunterricht in der deutschen Schweiz nicht mehr in einer „fremden“ Sprache, dem Hochdeutschen erteilen; es sei eine Schmach, daß unsere Schulkinder sich das gefallen ließen, während die tapfern Polenfinder in Posen sich gegen dasselbe Unrecht wehren. Martin sieht in dem Eindringen des Hochdeutschen in die Schweiz eine nationale Gefahr und mahnt zum Aufsehen.

Es war etwas völlig Neues und konnte als ein erfreuliches Ereignis angesehen werden, daß einmal ein welscher Schweizer eine Lanze für unsere Mundart einlegte. Sonst wissen wir ja, wie häßlich, abstoßend, verachtenswert unsere Mundart den Welschen meistens vorkommt, wie wenige unter ihnen Verständnis haben für Kraft, Eigenwert und Gemütsgehalt unserer lieben alemannischen Heimatsprache. Aber an Martins Aufsatz war einiges auffällig, auch wenn man nicht weiter darauf achten wollte, daß der Verfasser von Berlin aus in schweizerische und Pariser Zeitungen scharf deutschfeindliche Artikel schrieb. Weshalb arbeitete der Mann nicht für die Wertschätzung unsrer Mundarten in der welschen Schweiz, wo man sie verachtet? Weshalb verlangte er nicht, daß die welschen Schweizer sie als die Sprache ihrer Landsleute lernen sollten? Wir können ja schweizerdeutsch! Weshalb hatte er kein Wort des Bedauerns oder gar des Tadelns für das Verschwinden der w e l s c h e n Mundarten der Schweiz? Und vor allem: weshalb sieht er in dem Eindringen des Hochdeutschen in die schweizerische Schule eine nationale Gefahr, während die französische Schriftsprache, deren er sich bedient, keine sein soll? Diese Fragen mußten einem beim Lesen kommen. Wie sie zu beantworten sind, kann nicht zweifelhaft sein: Die Arbeit Martins entsprang nicht der Liebe zu unserer Mundart, sondern der Abneigung gegen deutsches Wesen; daher auch der Versuch, den Ausdruck Schweizerdeutsch zu beseitigen und das Bestehen einer s c h w e i z e r i s c h e n Sprache zu verkündigen.

Nachdem in einer hübschen Antwort die Suisse libérale (26. Jänner 1914) den Gedanken Martins abgelehnt hatte, weil die hochdeutsche Schriftsprache für den Verkehr zwischen Welschen und Deutschen nötig sei, die ausschließliche Geltung der Mundart also die Kluft zwischen Welsch und Deutsch erweitern würde, erschien in „Wissen und Leben“ am 15. Hornung (Seite 591) ein „Brief an

meinen Landsmann William Martin“, worin der Verfasser — es war der Vorsitzer des Sprachvereins — geltend machte, daß das Hochdeutsche keine fremde Sprache für den Schweizer sei, sondern eine zweite Form seiner Muttersprache, daß wir am Zustandekommen der Schriftsprache wie alle deutschen Stämme mitgearbeitet haben, und daß wir weder auf unseren ehrlichen schweizerdeutschen Namen noch auf die Zusammengehörigkeit mit Goethe, Schiller und Lessing verzichten wollen. Damit war diese Sache für einmal erledigt.

Mehr Beachtung fand später eine ähnliche Äußerung eines Welschen, der freilich andre, wärmere Töne anzuschlagen wußte. Wir lesen hierüber in den „Basler Nachrichten“ vom 5. Jänner 1915:

„Über die Mundart der deutschen Schweiz plaudert sehr hübsch und verständnisvoll der bekannte Ägyptologe Eduard Naville aus Genf in der „Gazette de Lausanne“. Immer, so gesteht er, habe ich das Schweizerdeutsch lieb gehabt, und seit Jahren ergreife ich jede Gelegenheit, um es zur Geltung zu bringen. Es ist mir ein Anliegen, nicht nur daß unsere Landsleute es nicht aufgeben, sondern daß sie es sorgfältig pflegen. Denn sie selber scheinen manchmal den Wert ihrer Mundart gar nicht einzusehen. Oft entschuldigen sie sich fast, daß sie sich ihrer bedienen. Daran tun sie nach meiner Ansicht sehr Unrecht. Das Schweizerdeutsch mag ja etwas reichlich mit Kehllauten durchsetzt sein und etwas rauh klingen. Aber von andern Sprachen kann man das gleiche sagen, z. B. vom Arabischen. Die Rauheit und Verbhheit der Sprache stimmt vortrefflich zum Charakter der Berge und der Bauern, die Jahrhunderte lang die Mundart gesprochen haben.

Und diese Sprache hat eine Geschichte, die ihr den Adelsbrief ausstellt. Sie nähert sich am meisten von allen deutschen Mundarten dem, was wir das Urdeutsche nennen. Ich habe es einmal an einem Kongreß vor einer Anzahl hervorragender Philologen mit deren Zustimmung ausgesprochen, wenn der Gote Ulfilas, der erste Bibelübersetzer, wieder auf die Welt käme, so würde ein Emmentaler Bauer ihn noch am ehesten verstehen. Bei einer Philologerversammlung in Basel konnte ich mich am Schlußbankett der Bemerkung nicht enthalten, nachdem wir eine solche Fülle des Interessanten und Belehrenden vernommen hätten, müßte ich mit Bedauern feststellen, daß eins vollkommen gefehlt habe, nämlich die Landessprache. Der Universitätsrektor, der mir die Ehre erwiesen hatte, mich an seinen Tisch zu ziehen, erklärte mir, er könne leider diese Lücke nicht ausfüllen, weil er Deutscher sei.

Für einen Schweizer im Ausland, namentlich in weiter Ferne, genügen wenige Worte alemannischer Mundart, um das Schweizer Herz in ihm schlagen zu machen. Als ich auf einer meiner ägyptischen Reisen in Mansurah ankommend, ein Unterkommen suchte, trat ich in ein von einem Italiener gehaltenes Café. Da hörte ich im Hintergrunde des Gelasses eine Sprache, die mir ganz vaterländisch klang. Ich kam herzu, und siehe, ich hatte mich nicht getäuscht. Da saßen zweie beim Jaß, und wir drückten uns als Landsleute die Hand. Zweifellos haben viele welsche Offiziere gleich wie ich in Sappeur- oder Pontonierschulen

die echt helvetischen Theoriestunden des vortrefflichen Instructors Finsterwald genossen, der im besten Berndeutsch seine Rekruten über den Brückenbau unterrichtete. Wenn man in der Schule dieses wackeren Sohnes des Oberlandes saß, so hatte man wirklich das Gefühl, der schweizerischen Armee anzugehören.

Hütet sorgfältig euer Schweizerdeutsch, so rufen wir unsern Landsleuten zu. Hütet es mit seinen verschiedenen Spielarten von Bern, Luzern und Zürich. Das ist eine Eigenheit, die euch uns Welschen näherbringt, und es ist auch ein Unterscheidungsmerkmal gegenüber unsern Nachbarn von jenseits des Rheins. Wenn wir euch Schweizerdeutsch sprechen hören, so sind wir sicher, eine Stimme zu vernehmen, die aus dem Vaterlande stammt.“

Hier sind wir schon eher geneigt, an ein wirkliches Verständnis, ja an Liebe für unsere Mundart zu glauben; Professor Naville ist offenbar einer von denjenigen französischen Schweizern — gegeben hat es solche immer — die sich in unser Sprachleben etwas haben hineinfühlen lernen. Nur begreifen wir nicht recht, wieso, der Ansicht der Suisse libérale entgegen, unsere Mundart uns „den Welschen näher bringen“ soll, da die Welschen ja besser Hochdeutsch als Schweizerdeutsch verstehen. Die einzig mögliche Erklärung dieser Sonderbarkeit ist, daß Herr Naville — der Weltkrieg ist ja wohl daran nicht unschuldig — meint, das Schweizerdeutsche verhindere unsere welschen Landsleute, uns in e i n e n Sack mit den verhaßten Allemands zu werfen.

Wenn wir also die Mundarten-Begeisterung der genannten zwei Herren nicht ganz ohne innere Beunruhigung genießen konnten, so hat bald darauf ein Mann von weniger staatsmännischer Begabung uns ziemlich deutlich gezeigt, wie es die welschen Ketter der deutschen Mundarten meinen. Am 8. Brachmonat dieses Jahres nämlich machte im Petit Jurassien von Münster ein Lehrer namens Ritter den Vorschlag que l'allemand soit détrôné comme langue officielle suisse (daß das Deutsche als schweizerische Amtssprache entthront werde), um durch das „Schweizerische“ ersetzt zu werden. Deutsch müsse als eine fremde Sprache behandelt werden wie das Englische, die Schulen sollten die Muttersprachen der Schweizer lehren: le schwizertütsch, le français l'italien et le romanche (Herr Ritter vergißt, daß Italienisch, d. h. Toskanisch nirgends in der Schweiz gesprochen wird). Auch die Zeitungen müßten Schweizerdeutsch geschrieben werden. Außer der Muttersprache sollten — jetzt kommt das Schönste — die Schweizerkinder dann noch die Welt-sprachen lernen, und deren gebe es drei: nämlich Latein, Esperanto und Französisch.

Herr Ritter sagt uns mit anerkennenswerter Offenheit, daß es ihm um die Verdrängung der hochdeutschen Sprache zu tun ist, und zeigt uns ganz deutlich, was Herr Martin mit viel Schriftstellerkunst versteckte, daß Deutschenhaß der Nährboden dieser ungewohnten und überraschenden Liebe zu unserem dialecte guttural ist. Aber etwas andres verschweigt auch er: Wie wird das wohl herauskommen, wenn wir deutsche Schweizer neben unserer nur örtlich brauchbaren, unseren welschen Landsleuten als guttural unangenehmen Mundart noch die drei Weltsprachen pflegen? Wird wohl im eidgenössischen Ratsaal, im Verkehr mit dem Ausland, im großen Geschäftsleben, in amtlichen Drucksachen, die für das ganze Land bestimmt sind, dann Latein oder Esperanto üblich werden? Oder wird man uns dann vielleicht in aller Güte klar machen, daß man den dialecte guttural nicht lernen könne, daß Latein zu schwer und Esperanto zu unbekannt sei, daß wir aber im Französischen eine brauchbare, verbreitete Weltsprache und zugleich — o freudige Entdeckung! — eine echt schweizerische Landessprache haben, die gar nicht genug empfohlen werden kann? Und sollte der findige Herr Ritter diese Wahrscheinlichkeit nicht vorausgesehen haben oder sollte sie ihm zuwider sein?

Nein, ihr Herren, so lange eure Verteidigung des Schweizerdeutschen nicht einer Liebe, sondern einem Haß entspringt, so lange ist sie uns mehr als verdächtig. Und was ihr wollt, das hat ein anderer wackerer Volksstamm, die niederdeutschen Flämen, erlebt und durchgekostet. Sein Schicksal verlockt uns keineswegs. Dort hat man rechtzeitig die örtliche Mundart zur Schriftsprache gemacht, sich dadurch vom hochdeutschen Sprachgebiet und infolge der Glaubensspaltung dann auch vom holländischen Geistesleben losgetrennt, hat daneben die Weltsprachen Latein und Französisch gelernt, ist nun ganz unter französische Geistesherrschaft geraten, muß sich von den welschen Landsleuten sagen lassen, daß Flämisch eine häßliche Dorfmundart sei, die kein Welscher lernen könne und hat es trotz achtzigjährigem Kampfe noch immer nicht so weit gebracht, daß man der Sprache der Mehrheit neben der der welschen Minderheit die amtliche Gleichberechtigung erkämpft hätte, geschweige denn die gesellschaftliche.

Herr Martin hatte schüchtern angedeutet, daß es ihm anstößig ist, Landsleute zu haben, die er als *Suisses allemands* bezeichnen muß. Seit dem Ausbruch des Weltkriegs drückt diese Sorge auch

andere Schweizer. Überall liest man jetzt von der Suisse alémannique, und in der Bibliothèque Universelle vom Herbstmonat 1915 — in derselben Nummer, die von der eidgenössischen Behörde wegen Unflätigkeiten über den deutschen Kaiser beschlagnahmt worden ist — hat Bundesrichter Virgilius Koffel geschrieben: „Wir sollten uns vornehmen, aus unserem Wortschatze die Ausdrücke deutsche und französische Schweiz auszumerzen; sie scheinen zwischen uns und dem Auslande ein Abhängigkeitsverhältnis zu bezeichnen, das nicht besteht. Sagen wir alemannische und welsche Schweiz, um genau zu bezeichnen, was besteht, um besser die Abstände zu wahren. Die Tessiner ihrerseits sind nicht die italienische, sondern die lateinische Schweiz.“ So Herr Koffel.

Da die Bezeichnung welsche Schweiz bereits besteht, braucht man sie nicht erst einzuführen, und das einzige, worauf es Herrn Koffel ankommt, ist vermutlich die Entfernung des anstößigen Ausdruckes deutsche Schweiz. Auch hier also wieder ein Versuch, deutsche Art aus der Schweiz zu verbannen. Dem gegenüber müssen wir erwidern: unseren Jahrhunderte alten deutschen Schweizernamen legen wir nicht ab. Er bezeichnet nicht ein Abhängigkeits-, sondern ein geistiges Zusammengehörigkeitsverhältnis, das auf Mitarbeit an der deutschen Kultur beruht. Unsere Sprache ist die deutsche, wir sprechen, schreiben, denken, beten, singen, jubeln und klagen deutsch, haben das Beste unseres geistigen Besitzes mit dem großen deutschen Volke gemein oder es gar in gemeinsamem Ringen mit ihm geschaffen. Und weil ihr meint, ihr müßt uns gerade jetzt in diesen Kriegszeiten helfen, vom deutschen Namen loszukommen, so sagen wir es euch rund heraus: wir schämen uns nicht, schämen uns heute weniger als je unseres deutschen Namens, und wir wollen bleiben was wir sind, ja wir gedenken immer bessere und echtere deutsche Schweizer zu werden. Wir danken euch also für eure Mühe. Euch selbst aber können wir, so lieb ihr uns als Landsleute seid, den Schmerz nicht ersparen, Eidesgenossen deutscher Alemannen oder alemannischer Deutscher zu sein; ihr müßt suchen, euch damit abzufinden.

Als etwas Erfreuliches dürfen wir hier erwähnen eine lange, gründliche und verständnisvolle Auseinandersetzung über Mundart und Schriftsprache im „Schweizerischen Kaufmännischen Zentralblatt“ (Jahrgang 1913 Nrn. 51 und 52; 1914 Nrn. 9, 11, 12, 14, 16), zumeist in französischer und italienischer Sprache, also aus nicht-

deutscher Feder. Wenn in Handelskreisen zuweilen die fremden Sprachen überschätzt werden, so findet man dort auch wieder viel Verständnis für die Notwendigkeiten des deutschen Sprachlebens, besonders für die Pflege der Schriftsprache neben der Wertschätzung der Mundart. Über die Schwierigkeiten, mit denen unsere welschen Landsleute bei der Aneignung des Deutschen zu kämpfen haben, geben die erwähnten Aufsätze des „Kaufmännischen Zentralblattes“ sehr gut Auskunft, zeigen aber auch, wie viel guter Wille sich in jenen Kreisen findet.

Den häßlichen Sprachenstreit während der gefährlichen Lage unsres Vaterlandes, wo Einigkeit mehr als je not tut, aufzugeben, haben einige der kleinen Schreier nicht über sich gebracht. Am 18. August 1914, während unser ganzes Heer bis zum letzten Mann an der Grenze stand und dicht bei Basel eine Schlacht nach der andern donnerte, hielt es ein Herr Eugen Moutarde für richtig, im *Courrier de Vevey* zur Gründung eines Zweigvereins der *Alliance française* aufzufordern; er fand sogar, wie er sagt, „den Augenblick ganz besonders günstig“ zur Ausführung dieses Auftrages, den er schon vor dem Kriege erhalten habe. Einen Monat später (18. Herbstmonat 1914) berichtete die Zeitung *L'Abeille* von Bruntrut: „Man teilt uns mit, daß ein Bund bei uns im Entstehen ist gegen das Deutschtum (*le germanisme*), das sich wirklich in unserm Land gar zu breit macht. Wenn das so fortgehen sollte, so wären wir bald den Teutonen ausgeliefert.“ So tönte es aus Bruntrut in dem Augenblick, wo dort Tausende von deutschschweizerischen Wehrmännern in hartem Dienst den Grenzschutz besorgten!

Im Sommer 1915 aber tauchte in der Presse des Jura plötzlich wieder eine jener aufreizenden und unwahren Behauptungen auf, durch die man seit Jahren in der welschen Bevölkerung Haß und Mißtrauen sät: im zweiten Kreise der Bundesbahnen sei das Deutsche als Dienstsprache eingeführt worden und es gebe im Jura Bahnhofsvorsteher, die den Lehrer des Dorfes zu Hilfe rufen müßten, um mit der Direktion in Basel verkehren zu können. Selbstverständlich waren diese Albernheiten erfunden. Wir wundern uns nur, wer den traurigen Mut hat, in den gegenwärtigen Zeiten leichtfertig solche Aufreizungsversuche zu unternehmen.

Nun der Weltkrieg und die Sprachverhältnisse. Oder geht der Weltkrieg unseren parteilosen und ganz unpolitischen Sprachverein gar nichts an? Unmittelbar nicht, den Verein

nicht, wohl aber die Sprache. Als im August 1914 die deutschen Heere in Frankreich einen Sieg um den andern erfochten und es aussah, als sei Frankreich in wenigen Wochen völlig vernichtet, da verhandelten junge Leute im Garten der Kantonschule in Zürich über die Frage, ob es sich künftig noch lohnen werde, französisch zu lernen. Die hatten verstanden, worum in diesem Kriege gekämpft wird: um Sein oder Nichtsein, um Geltung oder Niedergang des deutschen und des französischen Kultureinflusses.

Die Kriegführenden selbst scheinen die Sache auch nicht anders anzusehen: in dem von Frankreich besetzten Randstreifen des Elsaßes ist alsbald der deutsche Dorfschullehrer als Geißel festgenommen und entfernt und durch einen französischen Lehrer ersetzt worden, in Rußland ist aus Petersburg Petrograd geworden, im reichsländischen Lothringen hat man die noch vorhandenen französischen Ortsnamen verdeutsch, in Österreich wird für den Bahndienst des ganzen Landes die deutsche Sprache eingeführt, in Konstantinopel der französische Unterricht durch den deutschen ersetzt, und im „Tagblatt der Stadt Zürich“ empfiehlt sich plötzlich eine „Mülhauser Diskontobank“, wo man früher nur vom Comptoir d'Escompte de Mulhouse las. Der Geltungsbereich unserer Muttersprache wird in diesem Kriege auf lange hinaus entschieden: das Reichsland an unserer Grenze wird entweder für immer deutsch oder unrettbar welsch sein; in den Ostseeprovinzen von Memel bis Petersburg wird künftig unsere Muttersprache herrschen oder sie wird nach sechshundertjährigem Bestand ganz untergehen; das uns benachbarte Tirol, die deutschen Städte Meran und Bozen werden deutsches Land bleiben oder unter die Herrschaft von Florenz und Venedig fallen; überall, in Siebenbürgen, in Galizien, in Böhmen, in Luxemburg, in Flandern gilt die Frage: Darf da künftig noch deutsch gesprochen werden oder nicht? Das sprachliche Geschick von mehreren Millionen Deutscher und von noch zahlreichern Millionen, für die Deutsch die Weltverkehrssprache ist, steht auf dem Spiel. Tu n können wir dabei nichts, aber wer will von uns verlangen, daß wir zusehen, als ginge es uns nichts an?

Und wollten wir's, wollten wir in aufrichtiger Teilnahmlosigkeit dem Kampfe zusehen, die Feinde der deutschen Sprache würden es uns nicht erlauben. Wir haben schon gesehen, mit welcher lebenswürdigen Eifer unsere welschen Landsleute uns von der fremden deutschen Sprache befreien wollen. Von jenseits der Grenze tönt es

anders. Sonderbar freilich mutet es an: Von Paris aus spricht man jetzt plötzlich deutsch mit uns. Ungefragt und unbestellt fliegt uns aus Frankreichs Hauptstadt eine deutsche Drucksache nach der andern zu: Das Monatsblatt der Alliance française, die doch zur Ausbreitung der französischen Sprache da ist, die Berichte der Pariser Handelskammer, freilich nicht mit Börsennachrichten, sondern mit Liebenswürdigkeiten über das deutsche Reich und Volk angefüllt, „Der deutsche Krieg und der Katholizismus“ von einem aus erlauchten französischen Kirchenmännern zusammengesetzten Werbeauschuß, „Die deutschen Greuelthaten“, ein amtlicher Bericht der französischen Regierung. Dazu kommt noch eine ganze Sammlung belgischer, englischer, französischer Schriften, die in Lausanne oder Paris gedruckt, von dem Verlag Payot & Comp. in Lausanne, alle deutsch, verbreitet werden, größtenteils kostenlos. Es ist eine wahre Blütezeit der deutschen Literatur auf welschem Sprachboden. Uns deutsche Schweizer berührt die Sache besonders nahe, weil diese ganze Literatur eigens für uns geschaffen worden ist. Nicht für das Deutsche Reich, für Österreich, Ungarn, Rußland, sondern für uns hat man sich die Mühe und die Unkosten gemacht. Wir sehen daraus, wie viel in der weiten Welt unser Urteil gilt, und vor allem, wie sehr man doch auch in Lausanne, Paris, Brüssel und London davon überzeugt ist, daß wo es drauf ankommt verstanden zu werden, man mit uns deutsch reden müsse. Wir stellen das mit Vergnügen fest.

Liebe zu unserer Muttersprache ist es aber gewiß nicht, was die Franzosen beseelt; darüber könnte uns, wenn es nötig wäre, Herr Heinrich Lavedan belehren. Dieser angesehene Schriftsteller, Offizier der Ehrenlegion und Mitglied der französischen Akademie, hat unserer Muttersprache in der weit verbreiteten Illustration (1. Mai 1915) unter der Aufschrift La langue maudite drei nicht sehr geschickte, aber wenigstens böse gemeinte Spalten gewidmet. Man höre nur die ersten Sätze Lavedans: „Die verfluchte Sprache, das ist die deutsche Sprache. Sie war nie geliebt gewesen, heute ist sie verhaßt geworden. Diejenigen, die vor nicht langer Zeit sie konnten und sie sprachen, wenn es nicht anders ging, gaben ohne Umstände zu, daß es die häßlichste, härteste, unangenehmste der Sprachen sei.“ Und weiterhin heißt es bei Lavedan: „Man hat etwas spät bemerkt, daß die deutsche Sprache anstatt Gesittung zu verbreiten und Tugenden zu beschreiben, der Ausdruck der rohen Gewalt ist, trefflich geeignet für gemeine und erniedrigende Geschäfte, für Mord-,

Brandstiftungs- und Blünderungsbefehle. Ihre hinterlistige Verb-heit hat alsbald dem Husten (aux hoquets) des Raubtiers Platz gemacht . . ." Ich höre auf, um das Anstandsgefühl des Lesers zu schonen. Dergleichen widerlegt man nicht, und da die Menschen ihren Haß nicht minder genießen als ihre Liebe, so mag Herr Lavedan weiter hassen. Aber das sei doch hier ausgesprochen: Nicht bloß 80 Millionen Angehörige des Deutschen Reiches, Österreichs und Ungarns beleidigt Herr Lavedan persönlich mit diesen haßerfüllten Sägen, sondern außerdem 20 Millionen Bürger neutraler Staaten (auch russische Staatsbürger), Luxemburger, Amerikaner in Süd und Nord, und vor allem uns Alemannen, die wir eine fern- und urdeutsche Sprache von Kind auf sprechen und mit inniger Liebe an ihr hängen. Jeder von uns muß von ganzer Seele wünschen, daß die Gesinnung des Herrn Lavedan nicht etwa in der weiten Welt draußen Geltung erlange und daß die Träger solcher Gesinnung ja nicht etwa aus dem gegenwärtigen Ringen sieghaft hervorgehen. Denn ihr Sieg wäre das Ende alles dessen, was wir lieben, unserer Freiheit, unserer geistigen Entwicklung, die ja von unserer Muttersprache nicht getrennt werden kann.

Herr Lavedan macht aber Schule, sogar in der Schweiz. Anfang Weinmonats konnte man in den Zeitungen lesen, daß die Leitung eines großen Gasthofes in Lausanne ihren über 20 deutschschweizerischen Angestellten verboten habe, unter sich deutsch zu sprechen. Die Gazette de Lausanne vom 9. Weinmonat bestätigt die Tatsache unter der freilich spassigen Überschrift: Une légende. Auf brieflichen Widerspruch deutscher Schweizer antwortete die Gesellschaft, es sei aus dienstlichen Gründen nötig gewesen, die Sprache ihres „kosmopolitischen Personals“ zu vereinheitlichen. Das war eine Ausflucht, die kein Mensch glaubte. Wir wollen aber eigentlich dankbar sein, wenn sich der Geist der Unduldsamkeit in solchen greifbaren Ereignissen kundgibt, denn nur durch solche derbe Vorkommnisse läßt sich der gutmütige deutsche Schweizer von der Gefahr überzeugen, die uns droht, wenn wir uns nicht wehren. Hotel Central et Bellevue in Lausanne hat das erste Sprachenverbot auf Schweizer Boden erlassen. Es ging nicht aus von Pan-germanisten, Militaristen, Junkern, preußischen Bürokraten, es kam von der Gegenseite, wo man so gern von der friedlichen Gesinnung, vom Sinn für Menschenrechte und Menschenwürde zu reden pflegt. Was den waadtländischen Sträflingen des Zuchthauses in Bern

unter der Herrschaft der Gnädigen Herren im achtzehnten Jahrhundert erlaubt war, der freie Gebrauch ihrer Sprache, verbietet man den bernischen Angestellten eines Gasthofes in Lausanne im zwanzigsten Jahrhundert. Gibt es einen besseren Beleg dafür, wo in der Schweiz die beste Gewähr ist für jenen Sprachenfrieden, jenes vorbildliche Zusammenleben verschiedener Rassen, das man uns in allen Tönen immer wieder als Wesen, Eigenart, Zukunft und Kulturgedanken unseres Landes preist? Liegt diese Gewähr nicht vor allem in dem festen Bestande des echten deutschalemannischen Schweizergeistes, der unsere teure Eidgenossenschaft geschaffen, erhalten, verteidigt, erneuert, allzeit gehoben und getragen hat?

Aber ist denn dieses Volkstum in Gefahr? Allerdings. Und zwar in nicht geringer Gefahr. Diese aber sieht ganz anders aus, als wir vor elf Jahren bei der Gründung des deutschschweizerischen Sprachvereins es uns gedacht hatten. Hier ist der Ort, einzugestehen, daß wir in einem Jahrzehnt Sprachvereinsarbeit etwas gelernt haben. Die Verwelschung unserer im französischen Sprachgebiet niedergelassenen Volksgenossen, das Abbröckeln eines Dorfes oder Weilers am Rande des deutschen Sprachgebietes, sprachliche Rücksichtslosigkeiten von seiten der Eisenbahnbeamten etwa im Oberwallis oder in Deutschfreiburg, die Unart französischer Ladenschilder und dergleichen in deutschen Schweizerstädten, das alles sind Dinge, denen man seine Aufmerksamkeit nicht entziehen soll. Aber die eigentliche Gefahr für unser Volkstum liegt anderswo, nämlich in der immer öfter erhobenen Forderung, die Schweiz solle eine eigene „nationale Kultur“ zu verwirklichen suchen, indem sie die drei Nachbarkulturen zu vereinigen strebe; jeder Schweizer sollte eigentlich drei Landessprachen lernen und in den Literaturen der andern Landessprachen heimisch werden. Das Beste, ja das einzige Gute, an diesem Vorschlag ist seine Unausführbarkeit. Der bloße Versuch aber wäre von unberechenbarem Schaden für unser Volk, und zwar wesentlich für unser alemannisches Volk, denn nur in der deutschen Schweiz ist Aussicht vorhanden, daß mit den neuen Forderungen, wenn sie durchdringen, ernst gemacht werde. Das Ziel und Ende wäre, daß in den Lehrbüchern der Erdkunde in hundert Jahren zu lesen stände: Die Schweiz zerfällt in drei Sprachgebiete, ein französisches, ein italienisches und ein gemischtes, das man früher als deutsche Schweiz zu bezeichnen pflegte, Hauptverkehrssprache ist das Französische.

Wir wollen hier nicht eine Widerlegung des verkehrten „natio-

nalen Kulturgedankens“ versuchen, sondern nur kurz erwähnen, wer ihn vertritt und wer ihn bekämpft.

Schon seit 1907 ist für derartige Ziele eingetreten der leitende Geist und jetzt auch Schriftleiter der Zeitschrift „Wissen und Leben“, Professor Ernst B o v e t in Zürich. Bekämpft haben ihn in derselben Zeitschrift F r i z F i c k (Deckname Heinz Olnhusen): Gibt es eine schweizerische Nation und Kultur? (Dritter Jahrgang, Heft 14 bis 17, auch als eigene Schrift erschienen bei Rascher & Co. in Zürich), Eduard B l o c h e r: Die schweizerische Kulturfrage (Zweiter Jahrgang, Heft 8) und Sind wir Deutsche? (Dritter Jahrgang, Heft 8). Wiederum Blocher hat unter dem Stichwort „Zweisprachigkeit“ die Frage in R e i n s Enzyklopädischem Handbuch der Pädagogik, zweite Auflage, behandelt (auch als besondere Schrift erschienen 1909 in Langensalza, bei Hermann Beyer & Söhne). Heute ist der Hauptvertreter des Gedankens Konrad F a l k e in Zürich, der in zahlreichen Schriften (Der schweizerische Kulturwille) und Zeitungsaufsätzen für die Verdreisprachlichung der Schweiz eintritt, und in dessen Augen die meisten von uns entweder keine rechten Schweizer oder keine gebildeten Leute sind. Da Falke seine Gedanken zuerst in der N e u e n H e l v e t i s c h e n G e s e l l s c h a f t in Zürich ausgesprochen hat und diese Gesellschaft die engere Verbindung der verschiedenen Landesteile (so sieht es wenigstens aus) hauptsächlich auf Kosten der d e u t s c h e n Schweiz zu verwirklichen sucht, auch als Seele und Geschäftsführer Herrn von R e n n o l d, den Erfinder des helvétisme littéraire, der littérature suisse d'expression allemande et d'expression française hat, so wollte man mancherorts in ihr ein Hauptwerkzeug der Falkischen Zukunfts- und Schulverbesserungspläne sehen. Aber da ist nun kürzlich von dem Vorsitz der Basler Zweigvereins der Neuen Helvetischen Gesellschaft, Dr. August R ü e g g, ein höchst erfreuliches Schriftchen erschienen: Unsere Landessprachen und unsere nationale Einheit, worin trefflich das Untunliche und Unmögliche der von Falke vertretenen und von Regierungsrat W e t t s t e i n und Bundesrat C a l o n d e r aufgegriffenen Erziehungspläne dargelegt wird. Die Schulreform Falkes ist übrigens am 10. Weinmonat lezt- hin von einer Versammlung schweizerischer Mittelschullehrer in Baden in Anwesenheit des dazu geladenen Herrn Falke mit einer Schärfe abgelehnt worden, die gar nichts zu wünschen übrig ließ.

Unser Verein hat die Pflicht, seine volle Aufmerksamkeit dieser

Frage zuzuwenden und mit allen Mitteln dafür zu arbeiten, daß unseren künftigen Geschlechtern die Zugehörigkeit zur deutschen Kulturgemeinschaft nicht verloren gehe, daß man unsere Kinder und Enkel nicht zu einem hohlen, oberflächlichen Bildungsgigerltum erziehe und unsere Bildungsstätten nicht in Kellnerschulen umwandle.

* * *

Am 17. Weinmonat 1915 hielt der Deutschschweizerische Sprachverein seine Jahresversammlung ab, diesmal in Bern, in dem schönen Bürgerhause an der Neuengasse. Die Veranstaltung begann mit einem öffentlichen Vortrag von Dr. Otto von Greyerz über: „Unser Verhältnis zur Mundart einst und jetzt“ in dicht besetztem Saale. Im geschäftlichen Teile der Sitzung wurde der Jahresbericht angehört und seine Drucklegung beschlossen. Der Vorstand wurde auf zwei Jahre einstimmig wieder gewählt, nur der verdiente frühere Rechnungsführer, Herr Kleiner, auf seinen Wunsch als Vorstandsmitglied ersetzt durch Herrn Dr. Edgar Schmid in Zürich und außerdem ein neuer Beisitzer zugewählt in Herrn Sektor Ammann aus Aarau. Auch die beiden Rechnungsprüfer wurden bestätigt.

Dann wurde der Inhalt der Rundschau für 1915 bestimmt und der Beschluß gefaßt, daß dies Jahr eine höhere Auflage gedruckt und verbreitet werden solle.

Der Kassenbericht wurde vorgelegt und genehmigt. Einstimmig beschloß man, für 1916 die Mitgliederbeiträge wieder in der satzungsgemäßen Höhe zu erheben. Freiwillige Beiträge sind natürlich wie immer sehr erwünscht.

Eine fröhliche und genußreiche Abwechslung bot ein „Gang durch die Stadt Bern“, den der Verein, ohne vom Tische aufzustehen, unter der Führung des Herrn Stettler antrat.

Endlich nahm die Versammlung mit Bedauern in einer Entschließung Stellung zu dem Sprachenverbot, das der Verwaltungsrat eines Lausanner Gasthofs für seine Angestellten erlassen hat.

Der geschäftsführende Ausschuß.